



Stefan Danner

Wissenschaftstheorien und sozialwissenschaftliche Denkstile

Eine Einführung

Der Autor

Stefan Danner (geb. 1961), Dr. phil., Diplom-Pädagoge; seit 1995 Professor an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig. Lehrgebiete: Erziehungswissenschaft und Wissenschaftstheorie.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-8983-7 Print

ISBN 978-3-7799-8984-4 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-7799-8985-1 E-Book (ePub)

1. Auflage 2025

© 2025 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

service@beltz.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag

(ID 15985-2104-1001)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

In Erinnerung an meinen Doktorvater:

Gerhard Velthaus (1926–2018)

Inhalt

1.	Einleitung	<u>9</u>
2.	Der Blick zweiter Ordnung	<u>12</u>
3.	Der Blick auf ideale Formen	<u>28</u>
4.	Der Blick auf die Ordnungen der sublunaren und der supralunaren Sphäre	<u>32</u>
5.	Der Blick auf Möglichkeiten der erweiterten Naturbeherrschung	<u>38</u>
6.	Die Blicke auf das Allgemeine und das Besondere	<u>51</u>
6.1	Der Blick auf das Allgemeine in den Sozialwissenschaften	<u>51</u>
6.2	Der Blick auf das Besondere in den Sozialwissenschaften	<u>55</u>
6.3	Der Blick auf die Eigensinnigkeit der Phänomene	<u>63</u>
7.	Der Blick auf die mathematische Ordnung des Universums	<u>66</u>
7.1	Wissenschaftstheoretische Thesen von Galileo Galilei	<u>66</u>
7.2	Der mathematische Denkstil in den Sozialwissenschaften	<u>72</u>
8.	Die Blicke auf das Vorhersehbare und das Unkalkulierbare	<u>86</u>
8.1	Wissenschaftstheoretische Thesen von Auguste Comte und John Stuart Mill	<u>86</u>
8.2	Der positivistische Denkstil in den Sozialwissenschaften	<u>93</u>
8.3	Vom Positivismus abweichende sozialwissenschaftliche Konzepte	<u>96</u>
9.	Der Blick auf logische Widersprüche	<u>102</u>
9.1	Wissenschaftstheoretische Thesen von Karl Raimund Popper	<u>102</u>
9.2	Der kritisch-rationale Denkstil in der Forschung des 21. Jahrhunderts	<u>110</u>
10.	Der Blick auf nicht thematisierte Hintergrundannahmen	<u>112</u>
10.1	Wissenschaftstheoretische Thesen von Helen E. Longino	<u>112</u>
10.2	Kritik von Hintergrundannahmen in den Sozialwissenschaften	<u>114</u>
11.	Der Blick auf gesellschaftliche Widersprüche	<u>117</u>
11.1	Wissenschaftstheoretische Thesen von Jürgen Habermas	<u>117</u>
11.2	Ein Beispiel zur Methodik emanzipatorisch ausgerichteter Forschungsprojekte	<u>121</u>
12.	Offenes Ende	<u>125</u>
	Literaturverzeichnis	<u>126</u>
	Dank	<u>132</u>

1. Einleitung

Dieses Buch führt aus sozialwissenschaftlicher Perspektive in das Feld der Wissenschaftstheorien und der wissenschaftlichen Denkstile ein.

Die Elemente dieses ersten Satzes sind erklärungsbedürftig: Was sind Wissenschaftstheorien? Was sind wissenschaftliche Denkstile? Was ist mit sozialwissenschaftlicher Perspektive gemeint? Und in welcher Form erfolgt die Einführung?

Unter Wissenschaftstheorien versteh ich philosophische Theorien, die Aussagen über die Ziele von Wissenschaft sowie über die Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlichen Erkennens enthalten.

Unter wissenschaftlichen Denkstilen versteh ich Routinen, die durch bestimmte Wissenschaftstheorien fundiert oder indirekt beeinflusst sind. Zu diesen Routinen zähle ich die FAVORISIERUNG bestimmter Forschungsgegenstände und -methoden sowie die FAVORISIERUNG bestimmter sprachlicher und visueller Formen bei der Darstellung von Forschungsergebnissen.

Die meisten der vorliegenden Einführungswerke in das Feld der Wissenschaftstheorien enthalten fast ausschließlich Forschungsbeispiele aus den Naturwissenschaften und sind aus einer philosophischen oder naturwissenschaftlichen Perspektive konzipiert. Ich versuche, diesem Ungleichgewicht entgegenzuwirken, und habe dieses Buch aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive konzipiert und die meisten Kapitel (nicht ausschließlich, aber hauptsächlich) mit Forschungsbeispielen aus den Sozialwissenschaften versehen.

Der Begriff „Sozialwissenschaften“ bezieht sich auf einen Bereich, der sich nicht scharf eingrenzen lässt. Christoph Edel hat meines Erachtens eine offene und daher praktikable Begriffsbestimmung formuliert. Sozialwissenschaften sind, so Edel, jene

wissenschaftlichen Disziplinen, die Zusammenhänge menschlicher Gesellschaften zum Gegenstand ihres Erkenntnisinteresses haben und diese aus verschiedenen Perspektiven systematisch erforschen. Analysiert werden die Interaktion zwischen Individuen (einzelnen oder in Gruppen), das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Funktionsweisen gesellschaftlicher Subsysteme und deren Interdependenzen sowie gesamtgesellschaftliche Strukturen und Prozesse. (Edel, 2004, S. 860)

Ich selbst bin in Lehre und Forschung mit drei sozialwissenschaftlichen Disziplinen eng verbunden: mit der Soziologie und der Sozialarbeitswissenschaft, besonders aber mit der Erziehungswissenschaft.

Mit einer „sozialwissenschaftlichen Perspektive“ können je nach Ausgangspunkt sehr unterschiedliche Sichtweisen gemeint sein. Der von mir gewählte

Ausgangspunkt ist eine Theorie von Ludwik Fleck, welche den Zusammenhang von wissenschaftlicher Wahrnehmung, wissenschaftlicher Sozialisation und wissenschaftlichem Wandel beleuchtet. Im zweiten Kapitel werde ich die Theorie vorstellen.

Die gedankliche Gestalt, die ich diesem Buch gegeben habe, hat Ähnlichkeiten mit einem mehrstimmigen Gespräch und mit einer Collage. Warum mir diese Formen für eine Einführung in das Gebiet der Wissenschaftstheorien und der wissenschaftlichen Denkstile sinnvoll erscheinen, möchte ich kurz erläutern.

Den gesprächsähnlichen Charakter erhält das Buch durch zahlreiche längere und kürzere Zitate, die ich in nahezu alle Kapitel eingefügt habe. Durch diese Zitiermethode kommen die von mir „eingeladenen“ Autorinnen und Autoren direkt zu Wort. Dies ist mir aus mehreren Gründen wichtig: 1. Die verschiedenen Schreibstile verkörpern jeweils einen bestimmten Denkstil und sollen daher in ihrer Originalform gezeigt werden. 2. Die ausgewählten Texte enthalten oftmals prägnante und sehr präzise Formulierungen; diese Prägnanz und Präzision sollen nicht durch indirekte Zitate verlorengehen. 3. Ebenso soll vermieden werden, dass meine Interpretationen die ursprünglichen Gedanken überwuchern.

Die Wichtigkeit der Zitate mache ich in dem Buch dadurch kenntlich, das sie ausnahmslos in der gleichen Buchstabengröße wie mein eigener Text abgedruckt sind.

Weniger in visueller Hinsicht, jedoch mit Blick auf die Verknüpfung der Gedanken hat die Form des Buches auch Ähnlichkeiten mit einer Collage. Die Besonderheit einer Collage liegt meines Erachtens darin, dass sie kein rundes und nahtloses Ganzes bietet, sondern etwas, das aus heterogenen Stücken zusammengesetzt ist. Genauer gesagt: Bei der Konstruktion einer Collage werden in einem ersten Schritt bestimmte Teile aus unterschiedlichen materiellen Kontexten herausgenommen und gesammelt. Durch diese Herausnahme aus den Ursprungskontexten werden die Teile zu Fragmenten. In einem zweiten Schritt werden die heterogenen Fragmente zusammengeführt und nebeneinander und aufeinander geklebt oder montiert. Alle Fragmente befinden sich nun in einem neuen und diskontinuierlicheren Zusammenhang. In ihm übernehmen die Einzelstücke im Vergleich zu ihrem Ursprungskontext andere Funktionen; es bilden sich veränderte Bezüge.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den Theoriestücken, aus denen sich dieses Buch zusammensetzt. Sie wurden von mir ausgewählt aus umfangreichen wissenschaftlichen Gesamtwerken, die wiederum selbst innerhalb eines bestimmten biografischen und historisch-sozialen Kontextes entstanden sind. Von diesen Zusammenhängen werde ich nur wenig mitteilen; dadurch werden die von mir dargestellten Theoriestücke in gewisser Weise zu Fragmenten.

Diese Fragmente transportiere ich in einen neuen Kontext. Dessen offener Rahmen bilden wissenschaftsanalytische Ideen von Ludwik Fleck. Innerhalb dieses Rahmens werden die von mir ausgewählten Theoriestücke in der Reihenfolge

ihrer historischen Entstehung präsentiert. Zugleich durchbreche ich an mehreren Stellen diese historische Ordnung, indem ich zum Ende oder im Anschluss einzelner Kapitel Bezüge zu den Sozialwissenschaften des 20. und 21. Jahrhunderts herstelle.

Dieses collagierende Verfahren hat zwei Vorteile: 1. Die Fragmentierung der Originaltheorien eröffnet mir die Möglichkeit, die Lesenden in einem Buch von geringem Seitenumfang mit einer größeren Zahl von wissenschaftstheoretischen Konzepten bekanntzumachen. 2. Die Sprünge zwischen Vergangenheit und Gegenwart ermöglichen es mir zu zeigen, inwiefern in Denkstilen der Sozialwissenschaften Spuren klassischer Wissenschaftstheorien erkennbar sind.

Das Buch bietet also keine abgerundete und streng systematische Gesamttheorie zu den Zielen, Möglichkeiten und Grenzen von Wissenschaft, sondern öffnet die Tür zu einem von Vielstimmigkeit und vielfältigen Verknüpfungen erfüllten Denkraum – und lädt dazu ein, dort eigene Erkundungen zu unternehmen.

2. Der Blick zweiter Ordnung

Ich beginne mit der Darstellung einer Theorie, die nicht in der Frühzeit und auch nicht in der Jetztzeit der Wissenschaften entstanden ist, sondern in der Phase von etwa 1927 bis 1948. Gemeint ist die wissenschaftsanalytische Theorie von Ludwik Fleck (1896–1961). Ich verwende den ungewöhnlichen Begriff „wissenschaftsanalytisch“, denn Flecks Ansatz lässt sich meines Erachtens keinem gängigen Theorietypus zuordnen.

Flecks primäre akademische Disziplin war die Medizin. In seiner Geburtsstadt Lwów (Lemberg) arbeitete er unter anderem als Leiter des bakteriologisch-analytischen Laboratoriums in der Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten des Staatlichen Krankenhauses. Von 1940 bis 1941 war er Dozent am Lehrstuhl für Mikrobiologie der Iwan-Franko-Universität. Im Jahre 1950 erhielt er eine Professur am Lehrstuhl für Mikrobiologie an der Medizinischen Akademie Lublin. Im Jahre 1959 übernahm er eine Professur am Institut für Mikrobiologie der Hebräischen Universität in Jerusalem. (Vgl. Fleck, 2011, S. 650 ff.)

Ausgangspunkt für Flecks wissenschaftsanalytische Theorie waren Untersuchungen der Wissenschaftspraxis seiner eigenen Disziplin, der Medizin. Flecks Ziel war es, ausgewählte Lehrsätze, Methoden und Abbildungen der Medizin aus einer erweiterten, interdisziplinären Perspektive zu beleuchten. Von besonderer Bedeutung war dabei für Fleck die Entstehung des heutigen Syphilisbegriffes. Ausgehend von den damit verbundenen Untersuchungen entwickelte Fleck eine wissenschaftsanalytische Theorie, die er auf sämtliche Wissenschaften bezog. Bei seinem interdisziplinären Vorgehen ist Fleck unter anderem beeinflusst von Auguste Comte, Emile Durkheim, Wilhelm Jerusalem, Lucien Levy-Bruhl und Ludwig Gumplowicz (vgl. Fleck, 1980, S. 62 f.).

Flecks Perspektive auf die Wissenschaften lässt sich meines Erachtens beschreiben als **Blick zweiter Ordnung**. Es ist ein philosophischer, historischer, soziologischer und psychologischer Blick auf die Blickausrichtungen in der Wissenschaftspraxis. Fleck fragt danach, auf welche Formen und Phänomene der wissenschaftliche Blick gerichtet und inwiefern dieser Blick sozial bedingt ist, wie er im Laufe der akademischen Ausbildung weitergegeben und trainiert wird und wie und wann sich wissenschaftliche Blicke verändern. Fleck geht es also um den Zusammenhang von wissenschaftlicher Wahrnehmung, wissenschaftlicher Sozialisation und wissenschaftlichem Wandel. Begriffe, die in seiner Theorie häufig auftauchen, sind deshalb unter anderem: Gestalt, Erkennen, Denkstil und Denkkollektiv.

Die Begriffe tauchen unter anderem in den folgenden (von mir sinngemäß formulierten) Thesen Ludwik Flecks auf:

- Erkennen ist immer ein Erkennen von Gestalten. Gestalten sind Ganzheiten, in denen Elemente der Wirklichkeit zusammengefasst sind.
- Gestalten sind nicht nur visuelle, sondern auch alle anderen Formen, die von uns wahrgenommen werden können. Dies schließt auch ideelle Formen wie Begriffe, Anschauungen, Theorien usw. mit ein. Gestalten sind keine Kopien der Wirklichkeit, sondern sind im Denken erzeugte Formen.
- Das Erkennen ist die am stärksten sozial bedingte Tätigkeit des Menschen; sie basiert auf angeeigneten Denkstilen. Denkstile sind Wahrnehmungsgewohnheiten; sie werden in Denkkollektiven weitergegeben und trainiert.
- Wissenschaft ist eine spezielle Form von Denkkollektiv; auch in ihm werden Denkstile weitervermittelt. Ausgebaut wissenschaftliche Denkstile haben eine Beharrungstendenz gegenüber widersprechenden Gestaltwahrnehmungen.
- Eine vergleichende Denkstilforschung eröffnet die Möglichkeit zur Emanzipation von Denkkollektiven.

Auf den folgenden Seiten erläutere ich die genannten Begriffe und Thesen.

Gestalt

Beeinflusst von Publikationen zur Wahrnehmungspsychologie, die im Umfeld der Berliner Schule der Gestalttheorie um Max Wertheimer (1880–1943) und Wolfgang Köhler (1887–1967) entstanden sind (vgl. Fleck, 2014, S. 234), vertritt Fleck folgende Auffassung:

Wenn wir etwas sehen, das uns bekannt ist, sehen wir in der Regel nicht die Einzelemente des Gesehenen, sondern Ganzheiten, in denen die Einzelemente zusammengefasst sind. Fleck nennt diese Ganzheiten Gestalten und notiert unter anderem folgende Beispiele:

Wir gehen durch die Welt und sehen keinesfalls Punkte, Kreise, Kanten, Lichter oder Schatten, aus denen wir durch Synthese oder Schlussfolgerung zusammensetzen, „was das ist“, sondern sehen das Haus sofort, das Denkmal auf dem Platz, die Abteilung Soldaten, die Auslage von Büchern, die Schar von Kindern [...]. Lauter vollendete Gestalten. (Ebd., S. 397)

Jede erkennende Wahrnehmung ist laut Fleck das Sehen von Gestalten. Bemerkenswert ist dabei, dass wir die einzelnen Elemente der Gestalten in der Regel gar nicht oder erst in einem späteren Schritt wahrnehmen:

Einen bekannten Menschen oder eine bekannte Blume erkennen wir auf den ersten Blick, oft hingegen sind wir im allgemeinen nicht imstande, die von den anderen unterscheidenden Merkmale anzugeben. Wir sehen sofort, dass jemand heute einen traurigen Ausdruck hat, aber wir sind nicht imstande, zu sagen, welches Detail seiner Gesichtszüge sich verändert hat. (Ebd., S. 392)

Fleck betont, dass das Erkennen von Gestalten bestimmte Fähigkeiten voraussetzt. Als ungeübte Betrachter in einem uns fremden Phänomenbereich erkennen wir anfänglich keine klaren Gestalten. Genauer gesagt: Begegnet uns ein unvertrautes Objekt, können wir zunächst nicht unterscheiden zwischen den wesentlichen und den unwesentlichen Elementen des Objektes. Es bilden sich keine stabilen Gestalten; vielmehr zeigen sich verschiedene Formen, die gleichsam um die Vorherrschaft in unserer Wahrnehmung konkurrieren – unsere Wahrnehmung schwankt. Fleck beschreibt den Vorgang des Schwankens so:

Wie verhalten wir uns, wenn wir uns zum ersten Male gegenüber einem uns unbekannten Gegenstand finden? So wie ein Kind gegenüber einem verschmierten Klecks. Es sieht in ihm den Flügel eines Vogels, die Blätter eines Baumes, eine Blume, zwei zusammengewachsene Pferde, einen Engel, mit einem Wort: anders vorher bekannte Gestalten. Diese Gestalten verdrängen sich gegenseitig, verschwinden, machen einander Platz, verändern sich, *oszillieren*. (Ebd., S. 402)

Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, die etwas Neues kennenlernen, müssen die Gestalterkennung trainieren. Der „Erwachsene, wenn er erstmalig vor Neuem steht, etwa vor einem futuristischen Bild, fremdartiger Landschaft, oder auch zum ersten Male vor dem Mikroskop, ‚weiß nicht, was er sehen soll‘. Er sucht nach Ähnlichkeiten mit Bekanntem, übersieht also eben das Neue, Unvergleichliche, Spezifische. Auch er muss erst sehen lernen.“ (Ebd., S. 53) Mit anderen Worten: das Erkennen von Gestalten setzt ein spezifisches Wissen voraus. Welches Wissen ist das?

Um zu sehen, muss man wissen, was wesentlich und was unwesentlich ist, muss man den Hintergrund vom Bild unterscheiden können, muss man darüber orientiert sein, zu welcher Kategorie der Gegenstand gehört. Sonst schauen wir, aber wir sehen nicht, vergebens starren wir auf die allzu zahlreichen Einzelheiten, wir erfassen die betrachtete Gestalt nicht als bestimmte Ganzheit. (Ebd., S. 391)

Indem wir uns das Wissen über eine uns bislang unvertraute Gestalt aneignen, entwickeln wir eine Bereitschaft, auch in Zukunft diese Gestalt wahrzunehmen. Diese „Wahrnehmungsbereitschaft“ (ebd., S. 395) führt dazu, dass sich unser Blick nicht mehr in Einzelheiten verliert, sondern wir eine klar konturierte Ganzheit sehen. Die Gestalt liegt nicht mehr verschwommen vor uns, sondern ist deutlich abgegrenzt vom äußeren Kontext.

Wenn Fleck von Gestalt spricht, meint er damit nicht nur visuelle, sondern auch alle anderen Gestalten, die von uns wahrgenommen werden können. Dies schließt auch ideelle Formen wie Begriffe, Anschauungen, Theorien usw. mit ein. Entsprechend versteht Fleck unter „Sehen“ nicht nur das visuelle Wahrnehmen, sondern auch alle anderen Formen menschlicher Wahrnehmung.

Wer geübt ist, eine bestimmte Kategorie von Gestalten wahrzunehmen, ist in der Lage eine bestimmte Grundgestalt nicht nur in einer einzigen Form, sondern in vielen verschiedenen Abwandlungen zu erkennen (vgl. ebd., S. 392 ff.). Ich möchte dies mit drei Beispielen veranschaulichen:

- Eine Person, die im Lesen lateinischer Buchstaben geübt ist, erkennt den Großbuchstaben G in verschiedensten Varianten, zum Beispiel in diesen:

G G G G G

- Ein Mensch, dem eine Melodie sehr vertraut ist, erkennt sie in verschiedenen Tonlagen, in verschiedenen Tempi und auch dann, wenn sie von unterschiedlichen Instrumenten gespielt und von unterschiedlichen Stimmen gesungen wird.
- Eine Person, die sich mit dem soziologischen Ansatz Max Webers sehr gut auskennt, kann ein langes Zitat von Weber als typischen Weber-Text auch dann erkennen, wenn der Name des Autors ungenannt bleibt und die Person den betreffenden Text bislang noch nicht kannte.

Fleck macht deutlich, dass die Gestaltwahrnehmung ein aktiver Vorgang ist. Genauer gesagt: Sobald wir die Wahrnehmungsbereitschaft für eine bestimmte Kategorie von Gestalten entwickelt haben, stellen wir die Gestalt im Wahrnehmungsvorgang her. Die Gestalt ist also nicht eine 1:1-Kopie der Wirklichkeit, sondern wird als Form in unserem Denken erzeugt. Erzeugt ist sie in dreierlei Hinsicht:

1. Wir beachten und kombinieren nur jene Elemente, die für die Gestalt wesentlich sind.
2. Wesentliche Elemente, die eventuell fehlen (weil sie zum Beispiel verschattet sind oder sich auf der Rückseite des Objektes befinden), ergänzen wir gedanklich.

3. Andere mögliche Gestalten, die nicht zu unserer aktuellen Wahrnehmungsbereitschaft passen, ziehen wir nicht in Betracht; sie gelangen gleichsam nicht durch unsere Denkmembran.

Wiederum mit einem beispielhaften Bezug zu Klecksbildern beschreibt Fleck diesen aktiven Vorgang der Gestaltproduktion wie folgt:

Jeder Beobachter ist im Grundsatz in der Lage eines Menschen, der vor einer klecksographischen Figur steht: Man kann sich aus ihr verschiedene Gestalten zusammensetzen, man stellt aber (man sieht) ungewollt diejenigen zusammen, die der spezifischen Bereitschaft des Schauenden entsprechen. Gewisse Einzelheiten denken wir hinzu, von anderen abstrahieren wir, und erst so entsteht ein bestimmtes Bild. (Ebd., S. 214)

Fleck weist darauf hin, dass unsere Sprache die Gestaltherstellung erheblich beeinflusst (vgl. ebd. S. 296 f.). Diesen Gedanken Flecks möchte ich veranschaulichen durch eine autobiographische Schilderung der Schriftstellerin Herta Müller.

Herta Müller wurde 1953 in einem deutschsprachigen Dorf im Banat/Rumänien geboren. Deutsch war für sie die Erstsprache, Rumänisch die Zweitsprache. Den Wechsel vom deutschen Dialekt des Dorfes zum Hochdeutschen in der Schule und den späteren Wechsel vom Hochdeutschen zur rumänischen Sprache beschreibt Müller wie folgt:

Im Dialekt des Dorfes sagte man: Der Wind GEHT. Im Hochdeutschen, das man in der Schule sprach, sagte man: Der Wind WEHT. Und das klang für mich als Siebenjährige, als würde er sich weh tun. Und im Rumänischen sagte man: Der Wind SCHLÄGT, *vîntul bate*. Das Geräusch der Bewegung hörte man gleich, wenn man schlägt sagte, und da tat der Wind nicht sich, sondern anderen weh. [...] Das Beispiel vom Wind ist nur eines von den ständigen Verschiebungen, die zwischen Sprachen bei ein und derselben Tatsache passieren. Fast jeder Satz ist ein anderer Blick. Das Rumänische sah die Welt so anders an, wie seine Worte anders waren. Auch anders eingefädelt ins Netz der Grammatik. [...]

Von einer Sprache zur anderen passieren Verwandlungen. Die Sicht der Muttersprache stellt sich dem anders Geschauten der fremden Sprache. Die Muttersprache hat man fast ohne eigenes Zutun. Sie ist eine Mitgift, die unbemerkt entsteht. Von einer später dazugekommenen und anders daherkommenden Sprache wird sie beurteilt. Im einzig Selbstverständlichen klingt auf einmal das Zufällige aus den Wörtern. Die Muttersprache ist fortan nicht mehr die einzige Station der Gegenstände, das Muttersprachenwort nicht mehr das einzige Maß der Dinge. (Müller, 2009, S. 24–26)

Gestalttheoretisch kann dies so interpretiert werden: Durch das Erlernen einer zweiten Sprache hat Herta Müller das Spektrum ihrer Gestaltwahrnehmung erheblich erweitert. So gesehen war das Erlernen der rumänischen Sprache für sie ein Gewinn: Ab einem bestimmten Moment konnte Müller die Wirklichkeit nicht allein durch die „Brille“ der einen Sprache, sondern auch durch die der zweiten Sprache betrachten. Überdies ist ihr die Wirkung und Zufälligkeit der unhinterfragten ersten „Brille“ bewusst geworden.

Indes, die Verschiebung der Wahrnehmungsbereitschaft hin zu neuen Gestalten kann auch mit Wahrnehmungsverlusten verbunden sein. Fleck hat auf dieses Phänomen immer wieder hingewiesen. Auch hier zur Veranschaulichung ein von mir ausgewähltes Beispiel aus einer Autobiographie. Es handelt sich um Textstellen aus dem Buch „Leben auf dem Mississippi“ des Schriftstellers Mark Twain (1835–1910). Dieser war von 1857 bis 1860 als Lotse auf dem Mississippi tätig. Twain beschreibt, inwiefern die Ausbildung zum Lotsen seinen Blick auf den Mississippi verändert hat. Er hebt hervor, was er dabei gewonnen und was er dabei verloren hat:

Jetzt, da ich gelernt hatte, die Sprache dieses Wassers zu beherrschen, und mir schließlich jedes unbedeutende Merkmal am Rande des großen Stromes so vertraut war wie die Buchstaben des Alphabets, hatte ich etwas sehr Wertvolles erworben. Aber ich hatte auch etwas verloren – etwas, was mir, solange ich lebe, niemand zurückstatten kann. Alle Anmut, alle Schönheit und Poesie waren von dem majestätischen Fluss gewichen! Ich erinnerte mich noch an einen wunderbaren Sonnenuntergang, den ich erlebte, als die Dampfschiffahrt für mich noch neu war. Ein breites Stück des Stromes hatte sich in Blut verwandelt, zur Mitte hin ging das Rot strahlend in Gold über, durch das ein einsamer Baumstamm, schwarz und scharf umrissen, angetrieben kam; an einer Stelle lag funkelnnd ein langer, schräger Streifen auf dem Wasser, an einer anderen unterbrachen brodelnde, in sich zusammenstürzende Ringe, vielfarbig schimmernd wie Opale, seine Oberfläche, und wo die rubinfarbene Glut am mattesten war, dehnte sich ein glatter Fleck, verziert mit graziösen Kreisen, von denen zart gestrichelte Linien ausstrahlten. [...]

Aber wie gesagt, der Tag kam, an dem ich den Glanz und die Anmut, die Mond, Sonne und Dämmerung um das Antlitz des Flusses woben, nicht mehr zu beachten anfing, und dann kam der Tag, an dem ich sie überhaupt nicht mehr wahrnahm. Hätte sich dann jener Sonnenuntergang wiederholt, hätte ich ihn ohne jedes Entzücken betrachtet und in Gedanken folgendermaßen kommentiert: Diese Sonne bedeutet, dass wir morgen Wind haben werden, der treibende Baumstamm da heißt: Das Wasser steigt – kein Grund zur Freude –, dieser schräge Streifen auf der Oberfläche bezeichnet eine steile Sandbarre, und wenn die sich weiter so ausbreitet, wird sie irgend jemandem eines Nachts seinen Dampfer zuschanden machen [...]. (Twain, 1988, S. 62f.)

Erkennen

Das Erkennen von Gestalten ist nach Auffassung von Fleck der zentrale Punkt des Erkennens. Sehen wir nur unverbundene Elemente und sehen wir keinen Unterschied zwischen Form und Hintergrund, so ist dieses Sehen noch keine Erkenntnis. Von Erkenntnis kann also nur dann gesprochen werden, wenn uns die Wahrnehmung von hervorgehobenen Ganzheiten gelingt.

Anzumerken ist, dass Fleck nicht unterscheidet zwischen Wahrnehmung, Erkennen und Denken. Ich deute dies so, dass Denken für Fleck ein Vorgang ist, in dem Kognitives und Sinnliches untrennbar miteinander verschränkt sind.

Die Entwicklung unserer Fähigkeit, Gestalten verschiedenster Lebensgebiete zu erkennen und sie zu benennen, ist ein langwieriger Prozess. Und nicht nur das, sie ist zugleich ein hochgradig sozialer Prozess, und zwar in zweierlei Hinsicht: Die genannte Entwicklung ist nur möglich durch die Weitergabe von Wissen; und das weitergegebene Wissen ist wiederum das Produkt menschlicher Kooperation und Kommunikation. Das bedeutet: Die Entwicklung menschlicher Erkenntnisfähigkeit ist kein isolierter Vorgang von abgetrennten Individuen, sondern tief verwoben in soziale Interaktionen. Fleck pointiert dies so: „Das Erkennen stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor“ (Fleck, 1980, S. 58). – Diese Aussage ist eine der zentralen Thesen in Flecks Theorie.

Eine wesentliche Form der Wissensweitergabe ist der schulische Unterricht. Dessen Hauptfunktion ist nach Ansicht von Fleck das Training der Gestalterkennung. Bei diesem Training sind die Lehrkräfte häufig mit den spontanen Wahrnehmungsfantasien der Lernenden konfrontiert:

Jeder Lehrer hat sich sicherlich vielfach davon überzeugt, dass Schüler auf die Frage „Was siehst du?“ oftmals für ihn phantastische Beobachtungen beschreiben, bei denen sie das zu einer eigenen Gestalt verbinden, was der Lehrer als zufällig und unwesentlich erkennt, und gerade die wesentlichen, wichtigsten Elemente fortlassen. Ein großer Teil der Bildung eines Kindes beruht gerade darauf, das sehen zu lernen, was die Älteren sehen, und dabei parallel die wahrhaft kindliche, „polyvalente“ Fähigkeit zu verlieren, phantastische Gestalten zu sehen. (Fleck, 2014, S. 215)

Insofern durchlaufen wir in allen sozialen Systemen, in die wir zunächst als Neulinge eintreten und denen wir dann länger verbunden bleiben, gleichsam ein Training, in welchem wir uns spezifische Wahrnehmungsgewohnheiten aneignen. Ist das Training abgeschlossen, ist man dazu in der Lage, „im entsprechenden Moment das Bild nachzubilden, das die Denkgemeinschaft geschaffen hat, der man angehört.“ (Ebd., S. 233)

Diese Denkgemeinschaft bezeichnet Fleck als Denkkollektiv. Die in ihr angeeigneten Wahrnehmungsgewohnheiten nennt er Denkstil.

Denkkollektiv und Denkstil

Ein Denkkollektiv, so Fleck, entsteht immer dann, wenn Menschen Gedanken austauschen. Ein Denkkollektiv kann aus wenigen oder vielen Personen bestehen. Es kann flüchtig oder stabil, schwach oder stark organisiert sein.

In größeren stabilen und stark organisierten Denkkollektiven entsteht in einem geschichtlichen-sozialen Prozess

ein spezifischer Denkstil. Dieser Stil wird von Generation zu Generation überliefert, durch die „Einweihung“, Schulung, Erziehung oder andere Einrichtungen, die die Einführung in das Kollektiv zum Ziel haben. Er entwickelt sich, wächst an und schafft ihm entsprechenden Ausdruck in Gestalt der Religion, Wissenschaft, Kunst, des Volksbrauchs, Staats usw. (Ebd., S. 284f.)

Mit den Begriffen Denkkollektiv und Denkstil unterstreicht Fleck noch einmal, dass jede Form des Erkennens ein hochgradig sozialbedingter Vorgang ist. Fleck schreibt:

Der Prozess des Erkennens ist nicht, wie es die individualistische Anschauung verkündet, zweigliedrig: Er spielt sich nicht ausschließlich zwischen irgendeinem abgetrennten „Subjekt“ und irgendeinem ebenso absoluten „Gegenstand“ ab. Das Kollektiv ist in diesem Prozess als drittes Glied eingeschlossen, und es gibt keinen Weg, irgend eines dieser drei Glieder aus dem Prozess des Erkennens auszuschließen: Alles Erkennen ist ein Prozess zwischen dem Individuum, seinem Denkstil, der aus der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe folgt, und dem Objekt. (Ebd., S. 411f.)

Fleck pointiert seine Auffassung durch diese Aussage: „Wir schauen mit den eigenen Augen, wir sehen mit den Augen des Kollektivs“ (ebd., S. 397).

Wissenschaft als Denkkollektiv

Wissenschaft ist eine spezielle Form von Denkkollektiv. Auch in ihr erfolgt eine Einführung in einen besonderen Denkstil. Die Einführung erzeugt einen sozialisierenden Sog. Fleck betont dessen enorme Kraft und zieht eine Parallelie zu Einführungsriten anderer Sozialsysteme:

Die Einweihung in einen Denkstil, also auch die Einführung in eine Wissenschaft sind erkenntnistheoretisch jenen Einweihungen analog, die wir aus der Ethnologie und Kulturgeschichte kennen. Sie wirken nicht nur formell: